

Abo [Linguistin Christa Dürscheid im Jahreswechselgespräch](#)

«Das Deutsch von Schweizer Studierenden ist oft besser als jenes von deutschen»

Die Schweizer Bevölkerung brauche sich für ihr Hochdeutsch nicht zu schämen, findet die Linguistin Christa Dürscheid. Sie sagt auch, wie Jugendliche schreiben – und wie sie es mit dem Gendern hält.



Sandro Benini

Publiziert: 01.01.2025, 17:59





Jetzt abonnieren und von der Vorlesefunktion profitieren.

Abo abschliessen

Login

[BotTalk](#)

Ja, ein bisschen melancholisch sei sie schon, sagt Christa Dürscheid, als sie in ihrem Büro am Deutschen Seminar der Universität Zürich zum Interview empfängt. Mehr als 20 Jahre hatte die deutsche Linguistin den Lehrstuhl für Deutsche Sprache inne. Wenn sie nun 2025 emeritiert wird, kann sie auf eine auch international viel beachtete akademische Karriere zurückblicken. Dies zu einem Zeitpunkt, in dem Sprachthemen in der Öffentlichkeit aus weltanschaulich und politisch unterschiedlichen Positionen oft heftig debattiert werden.

Sie werde diese Diskussionen selbstverständlich auch in Zukunft verfolgen, sagt Dürscheid. Ausserdem werde sie vorläufig auch jene Tätigkeit fortsetzen, in deren Rahmen sie auf X, ehemals Twitter, seit Jahren pointiert und kenntnisreich sprachliche Alltagsphänomene und linguistische Besonderheiten im öffentlichen Raum beschreibt ⁷ – und dies notabene in einem täglich publizierten Beitrag.

Frau Dürscheid, Sie leben seit mehr als 20 Jahren in der Schweiz. Sprechen Sie Schweizerdeutsch?

Ich verstehe Schweizerdeutsch und ich stelle fest, dass sich in meinem Hochdeutschsprechen Einflüsse des Dialekts zeigen. In der Linguistik spricht man bei solchen Anpassungen von Akkommodation. Das betrifft vor allem die Intonation einzelner Wörter, ich betone etwa USA, SMS oder Büro oft auf der ersten statt auf der zweiten Silbe. Als ich in Deutschland einmal einen Vortrag über SMS-Kommunikation gehalten habe, wurde ich sogar darauf angesprochen. Ich brauche auch gern ein Wort wie «traktandieren», weil es viel griffiger ist, als zu sagen, man setzt etwas auf die Tagesordnung.

Aber Schweizerdeutsch sprechen Sie nicht?

Nein, das tue ich nicht. Meine Kinder können es mittlerweile sehr gut, aber wenn ich es mit den Anpassungen übertreibe, schauen sie mich manchmal kritisch an, so im Stil: Mama, lass es! Würde ich versuchen, durchgängig Schweizerdeutsch zu sprechen, käme das bei meinen Kindern wohl gar nicht gut an. Abgesehen davon finde ich, es hätte etwas Anbiederndes.

Vielen Schweizerinnen und Schweizern geht es auf die Nerven, wenn Deutsche versuchen, Dialekt zu sprechen. Bei einer Italienerin oder einem Briten gilt es als sympathisch. Warum?

Das hängt zum einen mit der Geschichte zusammen, mit der geistigen Landesverteidigung im Zweiten Weltkrieg, als das Schweizerdeutsche als Identitäts- und Abgrenzungsmerkmal gegenüber Deutschland und dem Nationalsozialismus sehr wichtig war. Zum anderen sind Hochdeutsch und Schweizerdeutsch Varietäten derselben Sprache. Bei einer Schweizerdeutsch sprechenden Französin ist klar, dass sie eine andere Erstsprache hat. Bei Deutschen ist dies nicht der Fall, weshalb ein hochdeut-

scher Akzent im Schweizerdeutschen wohl einfach seltsam klingt. Aber es gibt ja Deutsche, die tatsächlich sehr gut Schweizer Mundart sprechen. Hören Sie denn als Schweizer noch, dass diese aus Deutschland sind?

Die spontane Schweizer Antwort wäre: Natürlich höre ich es, denn die Deutschen kriegen das nie richtig hin! Und etwas rationaler: Erwachsene verlieren den typischen Akzent ihrer Muttersprache in einer Fremdsprache ohnehin nur in sehr seltenen Fällen, das ist bei Deutschen, die Schweizerdeutsch sprechen, genauso.

Ja, nach dem Abschluss des Spracherwerbsalters in der Pubertät kommt man tatsächlich kaum noch auf dasselbe Niveau wie bei einer Erstsprache.

Der Schweizer Germanist Peter von Matt hat in einem Interview einmal gesagt, er finde es sehr ungehobelt, wenn man als Schweizerin oder Schweizer jemanden aus Deutschland einfach ungefragt im Dialekt anspreche. Finden Sie das auch?

Nein. Man muss unterscheiden, ob jemand hier lebt oder als Tourist unterwegs ist. Gegenüber einer zugezogenen Person Schweizerdeutsch zu sprechen, finde ich gar nicht unhöflich. Im Gegenteil, das ist ein Zeichen, dass man sie als integriert wahrnimmt, als jemand, der wirklich hier angekommen ist. In meinem Umfeld finden es die Deutschen mehrheitlich erfreulich, wenn man mit ihnen Schweizerdeutsch spricht. Fragt einen jemand auf der Strasse auf Hochdeutsch nach dem Weg, finde ich es hingegen angemessen, auf Hochdeutsch zu antworten.

Haben die Schweizerinnen und Schweizer einen Dialekt-Fimmel?

In der Schweiz ist der Dialekt im Vergleich zum Hochdeutschen die prestigeträchtigere Variante, in Deutschland ist es umgekehrt. Als Fimmel kann man das aus linguistischer Sicht nicht bezeichnen.

Sind die Leute in der Schweiz höflicher als in Deutschland?

Es gibt viele Reiseratgeber und Blogs, die das behaupten. Und es gibt viele Anekdoten und persönliche Eindrücke, die in diese Richtung weisen. Aber empirisch untersucht wurden solche Unterschiede im Kommunikationsverhalten bisher nicht. Ich betreue gegenwärtig ein Projekt, das genau dieser Frage nachgeht. In einer Studie, die gerade erhoben wird, bitten wir zum Beispiel Personen auf der Strasse, an einer Umfrage teilzunehmen, und wir geben vor, das Ganze dauere etwa eine Stunde. Dann schauen wir, ob die Leute in Berlin eher sagen: «Sind Sie verrückt?» Und in Zürich eher: «So viel Zeit habe ich leider nicht, tut mir sehr leid.»

Welches ist Ihr persönlicher Eindruck?

Ich glaube, in der Schweiz reagiert man tatsächlich anders. In der Regel ist man hier zurückhaltender, man äussert seine Kritik nicht direkt. Auch erste vorläufige Ergebnisse unseres Projekts deuten darauf hin. Persönlich schätze ich den kommunikativen Umgang hierzulande sehr. So erlebe ich es auch an der Universität Zürich: Man begegnet sich mit Wertschätzung.





«Für mich als Linguistin ist die Schweiz ein Eldorado»: Christa Dürscheid am Deutschen Seminar der Universität Zürich.

Foto: Jonathan Labusch

Schweizerdeutsch hat keinen Genitiv und kein Imperfekt, und auch sonst sind Deklination und Konjugation oft weniger formenreich als im Hochdeutschen. Ist der Dialekt eine primitivere Version der Standardsprache?

Nein. Alle diese grammatikalischen Phänomene, etwa auch Formulierungen wie «dem Vater sein Haus», gibt es in der hochdeutschen Umgangssprache ebenfalls und in deutschen Dialekten und Regiolekten ohnehin. Ausserdem ist ein Dialekt oft reicher an lexikalischen Varianten. Es ist erstaunlich, dass man auf Schweizerdeutsch über sämtliche Themen sprechen kann, auch über sehr komplexe Fragen. Eine Diskussion über Kant zwischen Schweizer Professorinnen und Professoren – warum soll die hier nicht im Dialekt geführt werden? Ich komme aus Süddeutschland und bin mit einem alemannischen Dialekt aufgewachsen. In meiner Mundart wäre ein solch philosophisches Gespräch undenkbar, für mich ist der Dialekt soziolinguistisch gesehen nur die Sprache des Alltags im familiären Umfeld. Ihn auch in einem Bildungskontext oder in einer offiziellen Situation zu verwenden, wäre unnatürlich.

«Dass viele Schweizerinnen und Schweizer Komplexe haben, wenn sie Hochdeutsch sprechen, ist völlig verfehlt.»

Was geschieht aus linguistischer Sicht, wenn Schweizerinnen und Schweizer Hochdeutsch sprechen?

Das Hochdeutsch der Schweizer Bevölkerung bezeichnet man in der Linguistik als Schweizer Standarddeutsch, genau so, wie es ein Standarddeutsch in Österreich gibt

– wobei es aber nicht so ist, dass sämtliche Kennzeichen dieser Standardsprachen mit den Landesgrenzen zusammenfallen würden. Besonders markant sind lexikalische Phänomene, die sogenannten Helvetismen, zum Beispiel «parkieren», «grillieren» oder «Finken» statt «Pantoffeln». Das sind nicht nur Dialektwörter, es sind auch Elemente des Schweizer Standards. Sie werden in Schweizer Zeitungen verwendet und sind im Duden als solche gekennzeichnet – und der Duden ist ja kein Dialektwörterbuch. Dass viele Schweizerinnen und Schweizer Minderwertigkeitskomplexe haben wegen ihrer Art, Hochdeutsch zu sprechen, ist aus meiner Sicht völlig verfehlt. Es ist nicht nötig, sich beim Hochdeutschsprechen eine Art innere Zensur aufzulegen. Oder zu versuchen, den bundesdeutschen Standard nachzuahmen.

Gibt es auch grammatikalische Helvetismen?

Ja, aber weniger. Beispiele sind Sätze wie: «Ich bin froh, bist du heute rechtzeitig gekommen.» Oder: «Gut, ist nichts passiert.» Das würde man in Deutschland weder sagen noch schreiben, im bundesdeutschen Standard heisst es: «Gut, dass nichts passiert ist.» Ein anderes Beispiel ist «dreijährig» oder entsprechende Altersangaben. Das Wort verwendet man zwar im ganzen deutschsprachigen Raum. Als Prädikativum in einer Konstruktion wie «Das Kind ist dreijährig» ist es aber ein Helvetismus. «Das dreijährige Kind» hingegen nicht, das ist gemeindeutsch.

Variantengrammatik
@VariantenGra · [Follow](#)

Das Foto wurde in der Schweiz aufgenommen - zu erkennen an Wägeli und parkieren. Das eine ist ein Dialektwort, das andere gehört zum Schweizer Standarddeutsch. Und woher weiß man das? Parkieren kommt in gewisser Häufigkeit im Standard vor, Wägeli nicht. mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.p...

9:16 AM · Dec 11, 2024

17 · Reply · Copy link

[Read more on X](#)

Bei der Aussprache gilt das kratzende «ch» als Schweizer Nationallaut.

Ja, schon, aber das lässt sich in der Aussprache relativ leicht kontrollieren, und viele Schweizerinnen und Schweizer tun dies auch, wenn sie Hochdeutsch sprechen. Für auffälliger halte ich die Erstbetonung bei den Wörtern, die ich vorhin erwähnt habe,

also etwa USA. Weitere solche Beispiele sind «LABOR» oder «BAIKON». Das Bundesdeutsche Deutsch ist zudem durch eine starke Auslautverhärtung gekennzeichnet, so sagt man zum Beispiel «Hunt» und nicht «Hund». Im Schweizer Hochdeutschen ist das weniger ausgeprägt.

Was hat Schweizer Hochdeutsch in Deutschland für ein Image?

Man verwechselt es häufig mit Schweizerdeutsch. Das Bewusstsein, dass es die beiden Ebenen Mundart und Schweizer Standard gibt, ist in Deutschland kaum vorhanden. Schweizer Hochdeutsch findet man im Allgemeinen sympathisch, aber eben in der Annahme, es handle sich um Schweizerdeutsch.

«Die Anforderungen an Deutschaufsätze sind heute deutlich höher als früher.»

Sie haben in den letzten Jahren viele Arbeiten von Schülern und Studentinnen gelesen. Stimmt es, dass die Jugend an Sprachkompetenz verliert?

Diese Vermutung bezieht sich vor allem auf die Kompetenz, Texte zu verfassen. Der Eindruck, die Schreibkompetenz habe stark nachgelassen, hat vor allem damit zu tun, dass Texte und Kommentare auf sozialen Medien, in Onlinechats, Foren oder Blogs heute überall sichtbar sind. Das sind oft Texte mit vielen Schreibfehlern oder umgangssprachlichen und unvollständigen Äusserungen, aber es sind eben letztlich private oder informelle Texte. Früher hat man zum Beispiel eine Postkarte geschrieben und halt so formuliert, wie es einem gerade in den Sinn kam. Gelesen hat sie nur der Empfänger. Heute schreibt man nicht nur viel öfter, viele dieser Nachrichten sind auch öffentlich. Die interessante Frage ist nun, ob die Jugendlichen auch in eher formellen Kontexten nicht mehr in der Lage sind, korrekt zu schreiben. Also beispielsweise in Schulaufsätzen.

Und?

Ich habe dazu einmal ein Forschungsprojekt durchgeführt. Dabei hat sich die weitverbreitete Klage vom Verlust der Schreibkompetenz nicht bestätigt. Die Schülerinnen und Schüler waren sehr wohl in der Lage, die private Internetschreibwelt von anderen Schreibwelten zu trennen und etwa in einem Bewerbungsschreiben oder einem Aufsatz ihren Stil anzupassen. Ich bin auch oft als Expertin an Schulen, ich lese häufig Maturaaufsätze und bemerke auch da keinen Verlust an Schreibkompetenz. Einer meiner Kollegen hat überdies in einer Studie festgestellt, dass die Anforderungen an Deutschaufsätze heute deutlich höher sind als früher. Was meine Schweizer Studentinnen und Studenten betrifft, gibt es übrigens ein interessantes Phänomen, das mit der Mundart zusammenhängt.

Was meinen Sie konkret?

Gerade weil sie in nicht offiziellen Kontexten fast immer Dialekt sprechen, haben sie ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Eigenheiten der Standardsprache. Bei deutschen Studentinnen und Studenten gibt es oft einen fließenden Übergang zwischen

Standardsprache, Umgangssprache und regional gefärbtem Sprechen, was es ihnen erschwert, beim Schreiben sozusagen den Schalter umzulegen. Studierende mit Dialekt als Erstsprache vollziehen diesen Wechsel bewusster. Es ist ihnen klar, dass sie jetzt eine andere Varietät benutzen.

Welche Folgen hat das?

Es ist vielleicht eine etwas provokante These: Schweizer Studierende schreiben ein besseres Deutsch als deutsche, sie sind auf jeden Fall sprachbewusst. Das Thema Sprache und Sprachvarietäten ist ja auch in Schweizer Medien viel präsenter als in Deutschland, eben weil die Schweiz ein viersprachiges Land ist mit unterschiedlichen Varietäten innerhalb der Sprachregionen, vor allem hier in der Deutschschweiz. Für mich als Linguistin ist die Schweiz ein Eldorado.

Könnte es sein, dass Sie die Schreibkompetenz vorwiegend in einem akademischen Umfeld oder an Gymnasien beurteilen? Also aufgrund einer Auswahl, die nicht repräsentativ ist?

Sicher, ich beziehe mich hier vor allem auf das Schreiben an der Universität. Was die Schule betrifft, so hat mein damaliges Forschungsprojekt aber gezeigt, dass die Schreibkompetenz der Jugendlichen nicht vom Internetschreiben tangiert ist – und dies unabhängig von der Schulform.

Ist die Klage vom Sprachverfall so alt wie die Sprache selbst?

Das Klagen über den Sprachverfall ist verständlich, es hat viel mit der eigenen kulturellen Identität zu tun. Was man kann und was man erworben hat, will man bewahren, und dann kommt die Jugend mit Neuem und Ungewohntem. Man meint instinktiv, was man hat, sei besser als das, was kommt.

Sie sind sicher froh, dass Sie sich dank Ihrer Emeritierung nicht mehr damit herumschlagen müssen, ob eine Seminar- oder Doktorarbeit von einer Studentin oder einem Studenten oder von künstlicher Intelligenz verfasst wurde.

Nein, gar nicht. Ich bin sehr neugierig, zu beobachten, wie sich die künstliche Intelligenz auf unsere Studiengänge auswirkt. Wohin diese Entwicklung führt, ist im Moment noch gar nicht absehbar, auch an den Schulen nicht.

Was denken Sie?

Abgesehen von der Sprachkompetenz im Sinne grammatikalischer und orthografischer Fähigkeiten: Was Heinrich von Kleist einmal in Bezug auf das Reden dargelegt hat, gilt auch für das Schreiben. Oft entwickelt man die Gedanken im Schreibprozess selbst, man kommt beim Formulieren zu Erkenntnissen, die man zunächst noch gar nicht hatte. Ich frage mich, was mit dieser Kompetenz geschieht, wenn in Zukunft eine Maschine für uns schreibt.

Das klingt pessimistisch.

Sagen wir, ich bin ziemlich ratlos. Es ist zudem noch nicht absehbar, wie wir als Dozierende schriftliche Arbeiten bewerten sollen, wenn wir nicht wissen, ob und in

welchem Umfang sie von künstlicher Intelligenz stammen. Eine Möglichkeit ist, mehr mündliche Prüfungen einzuplanen, was aber nicht wirklich praktikabel ist. Künstliche Intelligenz stellt die Leistungsbeurteilungen im Studium, die zu einem grossen Teil auf schriftlichen Arbeiten basieren, grundsätzlich infrage.

Worin könnte die Lösung bestehen?

Das muss man differenziert betrachten. Den Studierenden zu verbieten, künstliche Intelligenz einzusetzen, würde sicher nicht funktionieren. Gegenwärtig arbeiten wir am Deutschen Seminar deshalb an der Ausformulierung von Richtlinien zur Verwendung von künstlicher Intelligenz.

Zum Beispiel?

Studierende müssen in ihren Arbeiten kennzeichnen, was von der KI verfasst oder nachträglich redigiert wurde.

*«Das Prinzip der akademischen
Abschlussarbeit können wir nicht
aufrechterhalten.»*

Und das soll funktionieren?

Was würden denn Sie vorschlagen? Aber es lässt sich tatsächlich nicht bestreiten: Das bisherige Prinzip der akademischen Abschlussarbeit, die eine eigenständige kleine wissenschaftliche Arbeit sein soll – das können wir in der bisherigen Form nicht aufrechterhalten.

Neben dem Einsatz von künstlicher Intelligenz geben auch der Genderstern, das Binnen-I und das generische Maskulinum viel zu reden und zu streiten. Wie ist Ihre Position dazu?

Laut dem Rat für deutsche Rechtschreibung, der in orthografischen Fragen als Norminstanz gilt, sind Sonderzeichen wie der Genderstern im Wortinnern unzulässig. Schulen und Verwaltungen sind eigentlich verpflichtet, sich daran zu halten. Doch das wird flexibel gehandhabt. Am Deutschen Seminar empfehlen wir den Studierenden, geschlechtergerecht zu schreiben, aber wir akzeptieren auch die Verwendung des generischen Maskulinums.

Wie gehen Sie persönlich beim Schreiben damit um?

Ich verwende mehrere Möglichkeiten: das Partizip, also «Studierende», was ja auch nonbinäre Personen einschliesst. Oder die Doppelnennung, «Studentinnen und Studenten». Oder ich greife auf eine Vermeidungsstrategie zurück. Statt einer Arbeit den Titel «So sprechen die Schweizer und die Deutschen» zu geben, würde ich sie heute «So spricht man in der Schweiz und in Deutschland» nennen.

Wird hier aus politischer Korrektheit Zwang ausgeübt?

Wir alle haben bei diesem Thema die Unschuld verloren. Und man unterstellt einer Person, die gendert oder eben nicht gendert, gewisse Geisteshaltungen. Ich finde das mühsam.

Sandro Benini ist Redaktor im Ressort Kultur und Gesellschaft. Er hat italienische und deutsche Literatur studiert und war elf Jahre lang Lateinamerika-Korrespondent mit Wohnsitz in Mexiko. [Mehr Infos](#)

Fehler gefunden? [Jetzt melden](#).

138 Kommentare